Der Schandfleck von Z.

Autor(en): **Noseda, Irma**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **3 (1990)**

Heft 8-9

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-119248

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der Schandfleck von Z.

Februar 1990: Die Lehrerschaft eines Schulhauses von Z. nimmt auch am Fastnachtsumzug teil. Sie hat ein architektonisches Thema gewählt, nämlich das im Städtchen seit dreissig Jahren umstrittene *Bürohaus Zentrum*. Im Umzug tragen die Lehrer ein grosses Modell des Glashauses mit, an welchem sie rüstig herumpickeln unter dem Motto: Die Berliner Mauer ist gefallen – wann fällt der Schandfleck von Z.?
Bereits im September 1988 ist dem Parlament von Z. als Vorschlag zur 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft eine Petition eingereicht worden: «Baut den alten ‹Hirschen› wieder auf, damit in Z. etwas Rechtes gebaut wird und grosse Sünden abgetragen werden.»

VON IRMA NOSEDA
ILLUSTRATION: EMANUEL TSCHUMI

Der Bau, auf den sich der Unmut entlädt

Die Petition und die Fastnachtsgruppe wollen dem Bürohaus Zentrum an den Kragen, welches 1959 an der Stelle des traditionsreichen Gasthauses Hirschen gebaut worden ist. Dank seiner Architektursprache ist der Bau *Inbegriff des Geschäftshauses um 1960,* jener Weiterentwicklung der modernen Architektur, welche anknüpft an die Rationalität der Zwischenkriegsmoderne und an jene Vorliebe für neue Baumaterialien und Bautechniken, aus deren Eigenschaften und neuen Möglichkeiten Grundriss, Gestalt *und* ästhetischer Ausdruck des Gebäudes abgeleitet werden.
Es handelt sich um eine einfache Skelettkonstruktion. Eine Vorhangfassade aus Glas und Leichtmetall bildet zusammen mit versteifenden Betonwänden einen kubischen Baukörper. Damit stellt sich das Bürohaus in augenfälligen Kontrast zu den massiv gemauerten «echten» und «unechten» Altstadthäusern seiner Umgebung.
«Von meiner Sünde in der Altstadt haben Sie sicher gehört?» meint Architekt B. Er spricht vom Bürohaus Zentrum, das ein repräsentatives Stadthaus hätte werden sollen, jedoch eine «Renditenhütte» geworden sei. Kein schlechter Bau, finde ich, seine Kompromisslosigkeit interessiert und provoziert mich. Es erweist sich, dass das Gebäude eine komplizierte Vorgeschichte hat, dass sich hinter der spiegelnden Fassade ein einmaliges und gleichzeitig alltägliches Stück kulturelle und politische Geschichte versteckt. Denn der Fall Zentrum/ehemals «Hirschen» ist exemplarisch dafür, wie ein

grosser Teil unserer gebauten Umwelt zustande kommt: aus einem Mix von Privatinteressen, Parteipolitik, Städtebauträumen, Architekturhöhenflügen, Spekulation, Wirtschaft und wechselvoller Baupolitik. Wie viele unserer Bauten sind doch ebenso von hohen Erwartungen der Architekten und Städtebauer ausgegangen, dann aber in rasantem Sturzflug auf dem Boden der Realität gelandet und reihen sich nun ins Alltagsbild unserer Städte ein. Nur in wenigen Fällen ist die Reibungsfläche zwischen Architektur und «Gesetzmässigkeiten» der Baupraxis dem Gebauten zugute gekommen.

Untergang der katholischen Hochburg

Was aber hat es mit dem vielbetrauerten, abgerissenen Hotel Hirschen auf sich? Sein Gemäuer liegt heute als Aufschüttung unter der Liegewiese des Strandbads. Alte Fotos zeigen ein stattliches Wirtshaus mit überwölbten Gaststuben, mit Vereinslokalen und Sälen, angelegt um einen prächtigen Lichthof. Heute würde ein solcher Bau in der Altstadt zu Recht nicht mehr abgebrochen werden können. Die nicht mehr ganz jungen Leute kommen beim Stichwort «Hirschen» ins Schwärmen. Sie erzählen über diesen früheren Treffpunkt der katholischen Vereine und von unvergesslichen Laientheateraufführungen. Bald wird klar, dass es sich beim alten «Hirschen» um *angeeignete* Architektur handelt, um ein Stück Volkskultur, das unauflösbar mit den niedergerissenen Räumen voll Stimmungen und Erinnerungen verknüpft ist.

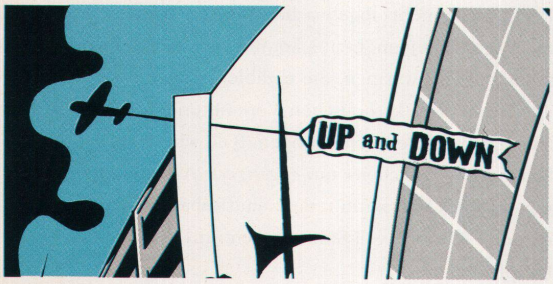
Wie ist es möglich geworden, dass dieses geliebte Haus von seinen Besitzern und Benützern zum Verkauf und Abbruch freigegeben worden ist? Es sei halt eine katholische Hochburg gewesen und dem Freisinn ein Dorn im Auge, sagt man mir. Nachforschungen ergeben ein anderes Bild. Es war der damalige Präsident des *Konsortiums «Hirschen»* (katholische Standesvereine, katholisch-konservative und christlichsoziale Parteiprominenz), der dem Gastbetrieb Ende der vierziger Jahre einen ersten Hieb versetzt hat, indem er als Privatmann die Gartenwirtschaft des «Hirschen» kaufte und mit einem groben Gebäude verbauen liess.

Als dann 1957 die Obligationen des finanziell schwach gewordenen Hotels Hirschen ablaufen, wollen die Inhaber (Bemittelte aus Kreisen der KK-Partei, heute CVP) sie nicht erneuern. Damit hat die Stunde des «Hirschen» geschlagen. Er wird unter der Hand verkauft an ein *Konsortium Zentrum*, bestehend aus einem Zürcher Finanzmann und einem einheimischen Architekten, der auch aktives Parteimitglied ist. Das alte Konsortium bemüht sich vorerst, das Vereinsleben im «Hirschen» zu retten, und verankert im Kaufvertrag das Servitut, die Liegenschaft habe auch in Zukunft einen Gastbetrieb mit Saal zu gewährleisten. Sobald sich diese Auflage aber als Hemmschuh für Neubaupläne erweist, ist das alte Konsortium «Hirschen» bereit, das Servitut auf ein kleines Nachbargrundstück zu übertragen. Hier duckt sich heute neben dem Geschäftshaus Zentrum ein eingeschossiger Bau mit einem düsteren Saal im Untergeschoss, der nie das heimatlos gewordene Kulturleben hat aufnehmen können. Der Bruch mit der Tradition des «Hirschen» ist vollzogen.

Irma Noseda ist Kunstwissenschafterin mit Schwerpunkt Architektur. Sie führt in Zürich ein eigenes Büro (Arge Baukunst). 1987 konzipierte sie zusammen mit Martin Steinmann die Ausstellung und das Buch «Zeitzeichen» über schweizerische Baukultur.

Geheimkabinett der Stadtbehörden

Am 3. Januar 1958 stellt der Stadtrat von Z. überrascht fest, dass der «Hirschen» verkauft worden ist. Er beschliesst einmütig, mit den neuen Eigentümern Verhandlungen aufzunehmen: Er erblickt in der «Hirschen»-Liegenschaft die einzige reale Möglichkeit für den Bau eines Stadthauses. Doch weder von den Stadthausplänen noch von den nun folgenden Kaufverhandlungen erfährt die Bevölkerung etwas. Während sich die geheimen Verhandlungen zwischen Stadt und neuem Konsortium in die Länge ziehen, wird im Herbst 1958 der «Hirschen» für immer geschlossen. Im Februar des folgenden Jahrs reicht das Konsortium ein Baugesuch für ein Bürogebäude ein. Nur die Gesuchsteller, ihr Architekt und der Stadtrat scheinen zu wissen, dass es sich beim Projekt eigentlich um ein Wunsch-Stadthaus handelt. Die beratende Baukommission nimmt einstimmig positiv Stellung dazu. Es handle sich um ein «sehr bedeutungsvolles Vorhaben, dessen moderne Architektur durchaus vertretbar sei». Es wäre falsch, am Hirschenplatz «auf moderne, aber gute Architektur» zu verzichten. In Leserbriefen regt sich jetzt neben lobender Befürwortung aber auch Widerstand: «Rettet den Hirschenplatz vor Verschandelung durch allzu moderne Kistenarchitektur!»



Die rationale Architektur provoziert heute besonders viel Widerspruch.

Der Stadtrat lässt die Katze erst aus dem Sack, als im Juni 1959 der Kaufvertrag mit dem Konsortium Zentrum, vorbehältlich der Zustimmung durch die Volksabstimmung, abgeschlossen ist. Mitte Juni wird das Hotel Hirschen in einer Blitzaktion abgebrochen. Am 30. Juni werden die Unterlagen für die Urnenabstimmung vom 26. Juli «betreffend den Ankauf der Liegenschaft Hotel Hirschen zwecks Errichtung eines Stadthauses» gedruckt. Darin steht unter anderem zu lesen: «Seitens des Stadtrats musste die Bedingung eingegangen werden, Herrn Architekt B. mit der Weiterbearbeitung des Bauprojekts zu beauftragen. Dieser Bedingung konnte um so eher beigepflichtet werden, als Herr B. ein ausgezeichneter Architekt ist.»

«Gegen diese Politik des Fait accompli»

Ein kurzer, heftiger Abstimmungskampf füllt Leitartikel und Leserbriefspalten: Es überrasche speziell, «dass der Antrag so plötzlich gestellt wird, nachdem man doch schon seit langem um den Abbruch des Hotels Hirschen gewusst hat». Im langfristigen Bauprogramm, das der Stadtrat kurz zuvor vorgelegt hat, war ein Stadthaus nämlich nicht einmal erwähnt. Aber auch am Bedarf für einen «neuen Verwaltungspalast» wird gezweifelt, und der Quadratmeterpreis von 800 Franken wird als überrissen angesehen.

Viele bezeichnen auch die Architektenverpflichtung als unannehmbar: «Ein Stadthaus sollte auch repräsentativ wirken, deshalb wird in der ganzen Schweiz, wenn ein neues Stadthaus gebaut werden soll, ein Planwettbewerb durchgeführt.» Oder kurz und bündig: «Der ganze Handel kommt uns vor wie der Kauf eines Volkswagens zum Preis eines Cadillacs, wobei man noch den Chauffeur mit übernehmen muss.»
Nur die konservativ-christlichsoziale Partei propagiert die Ja-Parole. Mit 1355 zu 565 Stimmen wird die Vorlage deutlich abgelehnt. Kurz darauf kauft eine Immobiliengesellschaft, welche «einer ansässigen Grossbank nahesteht», die umstrittene Liegenschaft und beauftragt einen Generalunternehmer, das Projekt des Architekten B. auszuführen.

Das Privileg des Architekten B.

Für den Architekten B. beginnt jetzt ein noch unerfreulicherer Abschnitt. Als neuer Inhaber des Büros von Architekt S., der dem Konsortium Zentrum angehört und sich ursprünglich im Kaufvertrag mit der Stadt das Architektenrecht gesichert hatte, ist B. in den Genuss dieses Privilegs gekommen. Im Abstimmungskampf hat es ihm den Schimpf eines «Zwangsarchitekten» eingetragen.
Nach dem Verkauf der Liegenschaft bekommt er das Diktat eines Generalunternehmers zu spüren. Zahlreiche Details seines Projekts werden vulgarisiert. Und die von ihm bevorzugte Fassade kommt nicht zur Ausführung. Anstelle der sichtbaren Betonstützenkonstruktion mit Kunststeinplattenverkleidung, einer Fassade, welche mit der Vertikalstruktur und dem Material Stein auf die Feingliedrigkeit der steinernen Altstadtumgebung geantwortet hätte, wird eine Leichtmetallglasfassade vorgehängt. Architekt B. denkt gar daran, vom Vertrag zurückzutreten. Doch er bleibt.

Kehrtwendung im Altstadterneuerungskonzept

Der nächste Schlag folgt 1962, zwei Jahre nach Fertigstellung des Bürohauses Zentrum mit dem neuen Bebauungsplan für das Geissweidquartier.
Vier Jahre zuvor noch hatte ein verwegener Erneuerungswind den Stadtrat, die Baukommission und den entwerfenden Architekten B. beflügelt, dieses Quartier innerhalb der alten Stadtmauern, welches nach dem Brand von 1795 sukzessive wieder aufgebaut worden war, als «unechte» Altstadt zu beurteilen und für Neubauten freizugeben. Jenes Altstadterneuerungskonzept ist in Form einer rechtsgültigen Bauordnung der Öffentlichkeit aber nie vorgelegt worden. Trotzdem hat es als Kriterium bei der Bewilligung des Projekts Bürohaus Zentrum gedient.
Mit dem Altstadterneuerungskonzept steht die Stadt Z. um 1960 nicht allein. In diesen Jahren werden in Fachzeitschriften und Baugremien verschiedener Schweizer Städte solche Zonierungen diskutiert. So fordert die Luzerner Altstadtkommission 1957, dass die Altstadt in Erhaltungs-, Umbau- und Neubauzonen eingeteilt werde. Auch der SIA Aargau hat in diesem Sinn eine Schrift mit dem Titel «Planen und Bauen in der Altstadt» veröffentlicht. Die Diskussion um die sanierungswürdigen Altstädte ruft bald auch Kritiker auf den Plan, die völligen Schutz verlangen. Auch in Z. ändert man 1962 die Haltung und legt für die Geissweid einen

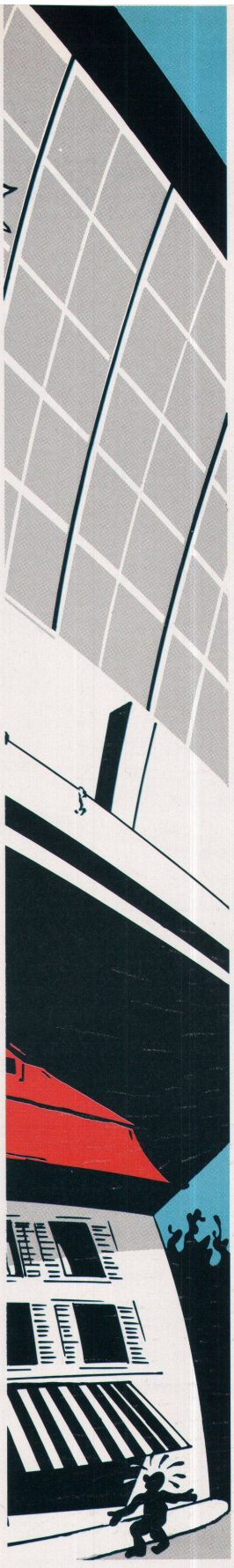
Bebauungsplan fest, der dieses Quartier als Altstadt behandelt und moderne Neubauten praktisch ausschliesst.
Dagegen wehrt sich nun Architekt B. in der Lokalpresse und der einschlägigen Schweizer Architekturzeitschrift: «So kommen wir einer wirklichen Lösung der Probleme nicht nahe. Wir gehen ihr vielmehr aus dem Weg, weil wir Eingriffe befürchten. Wir fliehen in eine nie dagewesene Vergangenheit und verleugnen die Forderungen und die Möglichkeiten unserer Zeit.» B. ist ein Verfechter des Zonierungskonzepts und versucht sein Bürohaus Zentrum vor der Isolation zu retten. Nach verlorenem Kampf zieht er Bilanz: «Im besonderen werde ich mir bewusst, dass die Tendenz dieses Bebauungsplans das Haus Zentrum definitiv zum Torso werden lässt.»
Seit der neue Bebauungsplan von 1962 in Kraft ist, werden in der Altstadt von Z. problemlos Imitationen mittelalterlicher Bauweise mit richtigen Schlagläden und hohen Dachattrappen bewilligt. Der seit dreissig Jahren immer wieder aufkeimende Volkszorn gegen die «architektonische Scheusslichkeit» des Bürohauses Zentrum sitzt den Behörden tief in den Knochen und scheint ihnen bis heute jeden Mut genommen zu haben. Demnächst sollen die massiven Sockel der Häuser an der Hauptgasse für eine Fussgängerarkade aufgerissen werden. Wetten, dass die dazu nötigen Betonstützen und -unterzüge kaschiert werden, so dass die Leute von Z. bald selber glauben, ihre Altstadt sei mit zähringschen Laubengängen gebaut worden!

Altstadtbaugesetze und moderne Bauformen

Wären diese Baugesetze in Z. – und auch anderswo – weniger formalistisch, würden sie mehr auf der Morphologie und Typologie des Bestehenden gründen, dann wäre trotz städtebaulicher Neuorientierungen eine angemessene Kontinuität gewährleistet. Bei einem Vorgehen, das auf sorgfältiger Stadtanalyse beruht und bestehende Stadträume, Strukturen, Materialien als Anknüpfungspunkte festlegt, statt sich an Formalismen wie Dachneigungen, Ziegeln und anderen äusserlichen Merkmalen festzuklammern, dann wäre zeitgenössisches Bauen in der Altstadt sehr wohl möglich. Das Bürohaus Zentrum in Z. wäre dann wohl auf eine dem Platzraum angemessene Höhe reduziert worden. Und wäre bei den inzwischen weidlich erfolgten Eingriffen in die Altstadt auch das Bürohaus Zentrum als Bezugspunkt akzeptiert worden, stünde es heute nicht so blossgestellt da. Die Neubauten wären in diesem Fall keine kulissenhaften Kompromisse, die unsere Wahrnehmung schädigen, weil nur noch geschulte Augen zwischen echter mittelalterlicher Bausubstanz und diesen altertümelnden zeitgenössischen Bauten zu unterscheiden vermögen.

Anschauungsobjekt der Geschichtlichkeit

Unter diesem Aspekt gewinnt das Bürohaus Zentrum geradezu besondere Verdienste als augenfälliges Anschauungsobjekt der Geschichtlichkeit von Bauen. Hier die Geschlossenheit der konventionell gemauerten, dicken Altstadtmauern mit Lochfenstern, da eine in Stützen aufgelöste Konstruktion aus Beton, dem Baustoff unseres Jahrhunderts, über welche sich die Glashaut der Vorhangfassade spannt.



«Rettet den Hirschenplatz vor allzu moderner Kistenarchitektur!»

Ablehnung der nüchternen Architektursprache

Das Schicksal des Bürohauses Zentrum kann nicht nur als beispielhaft angesehen werden für die Kräftespiele und Mechanismen, die den Baualltag von Z. und allen anderen Städten bestimmen. Der Konflikt hat sich nicht allein deswegen zugespitzt, weil der Bau die Altstadt kontrastiert und die romantischen Vorstellungen, die man gemeinhin mit ihr verbindet, verletzt. Kein Zufall, dass sich der Volkszorn in Z., wo sich die Bauwirtschaft in den letzten 30 Jahren mit Bausünden überbietet, an einem anständigen Bau der Mies-Schule entzündet.
Ich glaube, dass diese Art von rationaler Architektur heute besonders provoziert. Dagegen hat jene neuere Architektur, die mit neoromantischen und postmodernen Formen zünftig aufträgt, bei der Volksgunst leichtes Spiel.
Dem weitgehend berechtigten Pessimismus gegenüber der Technik und der daraus folgenden weit verbreiteten Abneigung gegenüber offen dargelegter Sachlichkeit ist es wohl zuzuschreiben, dass die Klarheit, Kargheit und auch die gewisse Härte von Glaskuben der späten fünfziger Jahre auf Ablehnung stösst. Wir sind also so weit, dass wir die guten unter den miesschen Glaskuben aus der Zeit um 1960 denkmalschützen müssen.

Der Schwarze Peter wird weitergereicht

März 1990: Die Lokalpresse beweist es: Das Bürohaus Zentrum ist nicht nur ein Fastnachtsthema. Die besitzende (Bank-)Immobiliengesellschaft ist sich der Ablehnung des Gebäudes durch breite Kreise bewusst. Sie will der Stadt Z. für eine «altstadtkonforme Lösung» Hand bieten, falls diese Spezialgenehmigungen oder Entschädigung durch einen Abtausch garantiert. Sowohl Renovation wie Neubau seien möglich, ist zu erfahren, doch *architektonische* Pläne liegen keine vor. Der Ball liege nun bei der Stadt.
In Z. wird es wohl bald wieder lange Gesichter geben. Denn erstens wird es nicht möglich sein, nach den viel zu wenig detaillierten Bauaufnahmeplänen aus den zwanziger Jahren den «Hirschen» neu erstehen zu lassen. Zudem könnte auch ein Neo-«Hirschen» die mit dem Abbruch gestorbene «kulturelle Seele» nicht wiedererwecken. Zu sehr hat sich die Freizeitkultur in den vergangenen dreissig Jahren verändert. Und die Besitzer erklären unmissverständlich, dass sie bei der Büronutzfläche keine Abstriche machen werden. Drittens wäre ein Rekonstruktionsversuch nur unter Einsatz von hochtechnischen Rekonstruktionsmethoden halbwegs möglich.
Es bliebe nichts als Lug und Trug, um mit dem Schein einer heilen Welt im Reservat Altstadt die übrige rabiate Bauwirklichkeit der Stadt Z. vergessen zu lassen.
Also ein Neubau? Es ist zu befürchten, dass die Ewiggestrigen mit einem Neubau allenfalls zufrieden wären, wenn dieser möglichst das Mittelalter imitiert und nur ja keine Spuren der Gegenwart zeigt, das heisst, vor der Gegenwart kapituliert. Ich meine, es wäre klüger, das Glashaus am Hirschenplatz mit seinen Schönheiten und Mängeln als ein Mahn- und Denkmal für ein Stück Stadtgeschichte zu akzeptieren, statt «etwas Passendes» im Sinn einer patenten Vergangenheitsbewältigung hinzuzaubern.